Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 25

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau

Der gefühlvolle Haushalt

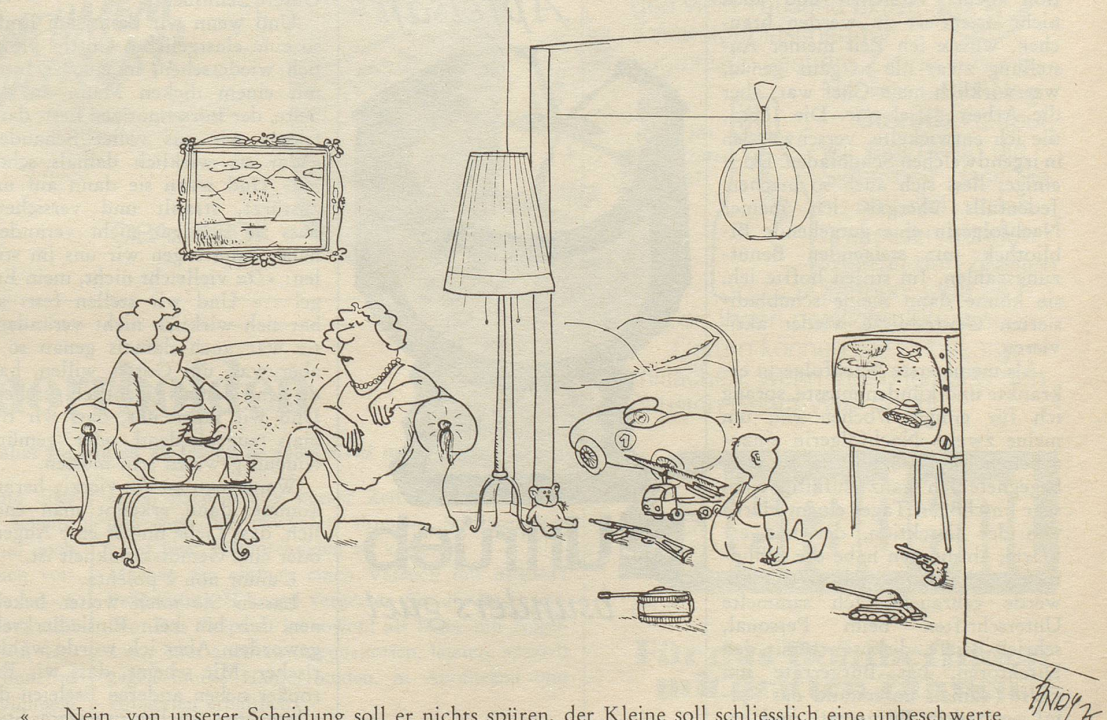
Nach einer längeren Krankheit war ich eingeladen, zehn Tage zur Erholung in einem Waadtländer Dorf zu verbringen. Dort wohnte, in einem hübsch renovierten Bauernhaus, eine entfernte Verwandte von mir, die einen Holländer, ein wahres Muster an Genügsamkeit, geheiratet hatte. Sie hatte keine Kinder und übte keinen Beruf aus.

«Dein programmiertes Berufsleben kannst du hier für einmal abstreifen!» sagte Eva gleich bei meiner Ankunft. Ich streifte also ab und setzte mich im Garten auf einen Lehnstuhl. Gegen 6 Uhr begann mein Magen zu knurren, und als er immer lauter knurrte, fragte ich Eva ganz beiläufig, was sie denn heute abend kochen wolle. Ihr Mann nahm mittags an seinem Arbeitsplatz in Genf nur einen kleinen Imbiss zu sich, und die Hauptmahlzeit sollte abends stattfinden. «Oh, irgend etwas wird mir schon einfallen», meinte Eva unbekümmert, «weisst du, ich hasse dieses Organisieren und Programmieren, wo man schon morgens wissen soll, wie der ganze Tag abläuft. Ich mache alles ganz nach Gefühl; man muss sich auch im Alltag seine Spontaneität bewahren.» Als inzwischen Evas Mann hungrig heimgekommen war, fragte ich mich im stillen, wo wir nun spontan eine kräftige Mahlzeit mit Fleisch und Gemüse hernehmen sollten. Doch die Lösung war sehr einfach. «Ich habe heute keine Lust zum Kochen», sagte Eva zu ihrem Mann, «gehen wir doch ins Restaurant!» Wir gingen also in die Dorfwirtschaft, wo uns der Patron seine vorzügliche Tagesspezialität, Lauchgemüse mit Waadtländer Bauernwurst, vorsetzte.

Als es anderntags gegen 5 Uhr ging und wir immer noch im Nachbardorf beim Tee sassen, meinte ich, ob wir nicht gleich auf dem Rückweg etwas einkaufen könnten. «Du mit deiner Organisation!» rief Eva ärgerlich. «Ich will jetzt meinen Schwatz mit der Barrierewärterin halten und dann sehen, was Andrés junge Kätzchen machen. Aber wenn du unbedingt kochen willst – bitte!» Ich machte also einige Einkäufe auf dem Heimweg, begann Fleisch zu braten und Gemüse zu rüsten. Als Eva zurückkam, liess sie sich auf einen Sessel fallen und seufzte: «Ich bin todmüde! Aber hier im Dorf muss man am Leben der Menschen teilnehmen.» – «Gewiss», sagte ich, «aber wo ist das Salz?» – «Ach, möglich, dass es gerade ausgegangen ist, aber gleich gegenüber ist ja das Lädeli, dort habe ich eine Monatsrechnung; wenn du etwas brauchst, läufst du eben schnell hinüber und lässt es aufschreiben.» Ich ging an jenem Abend dreimal hinüber, einmal für das Salz, einmal für den Reis und einmal für den Wein. «Wir nehmen jeweilen einen Liter von diesem Tischwein», sagte Eva. – «Wäre es nicht einfacher, gleich mehrere Liter aufs Mal ...» Gerade noch wurde ich mir meiner mangelnden Spontaneität und Deformation im Organisieren bewusst, und schwieg. Ich kochte dann eine Woche lang jeden Abend, weil es sich ganz spontan und natürlich so ergeben hatte. «Wie ist es mit euren Rosen und Malven?» fragte ich eines Abends; «man sollte sie jeden ... ich meine, man sollte sie ab und zu giessen, sonst gehen sie ein bei dieser Hitze.» – «Ach, heute gibt's bestimmt ein Gewitter, sonst wird sich schon irgendwann Zeit dafür finden!» versicherte mir Eva. Als auch am nächsten Abend noch kein Gewitter kam, schleppte ich einige Kannen Wasser herbei und begoss von da an regelmässig den Garten.

Kurz vor meiner Abreise sollte noch ein Gartenfest mit brennenden Lampions stattfinden. «Du weisst, dass heute hier im Dorf die Läden geschlossen sind», sagte Evas Mann im Gehen. «Kauf genug zum Essen und Trinken ein!» Gegen halb zwölf Uhr vormittags fuhren wir ins benachbarte Städtchen zum Einkaufen. Das Wichtigste hatte ich auf einem Zettel notiert. «... Kerzen für die Lampions», schloss ich meine Aufzählung. «Nein, davon hat's genug, die liegen im Estrich.» – «Bist du ganz sicher?» fragte ich. «Aber selbstverständlich!» rief Eva beleidigt. «Zuerst holen wir den Wein», sagte sie, «es gibt da ein Geschäft gleich bei der Schifflände.» Wir fuhren aber zuerst vor ein schönes Haus mit einem Antiquariat, wo Eva dreimal an der Glocke zog, bis der Antiquar aus dem Café gegenüber herbeikam. «Wo kauft ihr jeweilen euren Weisswein?» fragte Eva, «nicht wahr, da vorne bei der Schifflände?» – «Nein, da gibt's keinen Laden, wir kaufen den Wein immer in der Coop», erwiderte der Antiquar, «aber ihr müsst euch beeilen, um 12 Uhr schliessen die Läden.» Die Coop befand sich auf der Anhöhe mitten im Städtchen. Als wir ankamen, war es 10 Minuten vor 12. Es herrschte ein überwältigendes Angebot an Weinen. Ich suchte die Wahl etwas abzukürzen und füllte rasch unsere Körbe mit allem, was auf meinem Zettel stand. Als wir endlich draussen waren, sagte Eva, sie habe bestimmt zuviel bezahlt, das Herausgeld könne nicht stimmen. Der Kassenzettel war allerdings nirgends mehr zu finden und das Geschäft unterdessen längst geschlossen.

Das Fest fand statt und dauerte bis zum Morgengrauen. Die Lampions konnten zwar nicht angezündet werden, weil sich herausgestellt hatte, dass doch keine Kerzen mehr vorhanden waren. An jenem Abend trat dafür das längst erwartete Gewitter ein. Zum Glück hatte die Nachbarsfrau einen Plasticsack, um den Zucker einzuwikkeln, den ich im strömenden Regen

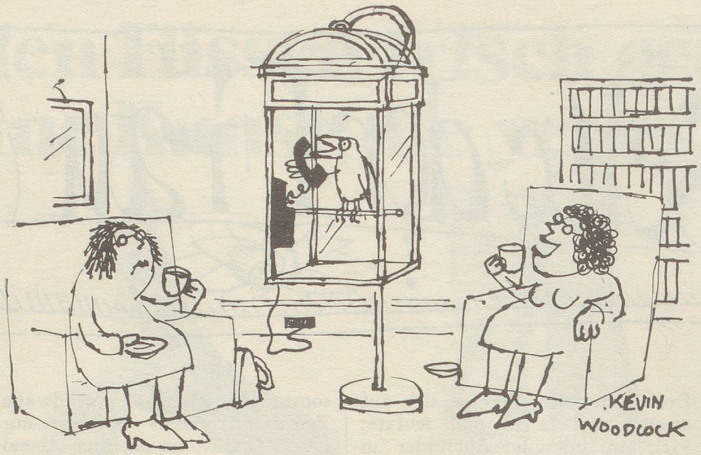


«... Nein, von unserer Scheidung soll er nichts spüren, der Kleine soll schliesslich eine unbeschwerte Kindheit verbringen.»

gegen Mitternacht bei ihr borgen musste, weil sich erst beim Kaffeekochen zeigte, dass nur noch einige Stückchen Zucker da waren.

Am nächsten Tag, beim Aufräumen, sagte Eva zu mir: «So, nun willst du also wieder zurück, dich den ganzen Tag im Beruf einspannen lassen, hasten, planen, organisieren.» – «Ja», erwiderte ich, «weisst du, das spontane Leben und der gefühlvolle Haushalt bei dir sind doch auf die Dauer ziemlich anstrengend. Wenigstens für Gäste.»

Nina



«Er spricht schon so gut!»

Wozu Bücher?

Die Aufgabe der Frau ist es, für Kultur zu sorgen und (möglichst kostenlos) zum Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen. Mein Grossvater war zwar ein Mann, aber er tat es trotzdem. Er war eben Dichter. Da er einen gewissen Namen hatte, gelang es ihm, im Basler Spital eine Bibliothek zu gründen. Meine Grossmutter, die nach seinem Tod diese Aufgabe übernahm, erreichte es mit Charme, Takt, Zartgefühl etc. und eiserner Härte, dass eine gelernte Bibliothekarin angestellt wurde. Soviel ich weiss, war das einmalig in Europa und wurde gebührend bewundert. Heute ist es allgemein üblich, darum will man in Basel wieder aufhören damit. Hier muss man immer das Besondere haben, vor allem, wenn man gleichzeitig noch sparen kann.

Ich habe leider so etwas von oben geerbt. Als ich mein Studium beendet hatte, ging ich nicht zur Industrie, sondern übernahm die gerade wieder einmal ausgeschriebene Bibliothekarinnenstelle am Spital. Da Frauen von Organisation nichts verstehen und auch nicht orientiert zu werden brauchen, wusste ich Zeit meiner Anstellung zwar nie so ganz genau, wer wirklich mein Chef war, aber die Arbeit gefiel mir. Die Ideen, die ich entwickelte, verschwanden in irgendwelchen Schubladen. Doch einiges liess sich auch so machen. Jedenfalls übergab ich meiner Nachfolgerin eine gutgehende Bibliothek mit steigenden Benutzungszahlen. Im stillen hoffte ich, sie könne dann meine schubladisierten Geistesblitze wieder aktivieren.

Als meine erste Nachfolgerin erkrankte und künden musste, sprang ich für einige Wochen ein, um meine zweite Nachfolgerin einzuarbeiten. Noch bevor sie da war, begegnete ich ganz zufällig eines sehr unschönen Tages einem Herrn von der Direktion, der mir erklärte, ab morgen habe die Bibliothek geschlossen zu sein. Der Platz werde gebraucht. Ich sammelte Unterschriften beim Personal, schrieb Briefe, diskutierte mit den Direktoren, bat Bürgerräte um Hilfe (damals unterstand das Spital noch dem Bürgerrat) und erreichte nur, dass man uns ein kleines Winkelein zugestand. Als ich zu bemerken wagte, das sei zu wenig, warf man mich kurzerhand hinaus. «Kultur isch gäng es Risiko», hat schon der Mani gesagt.

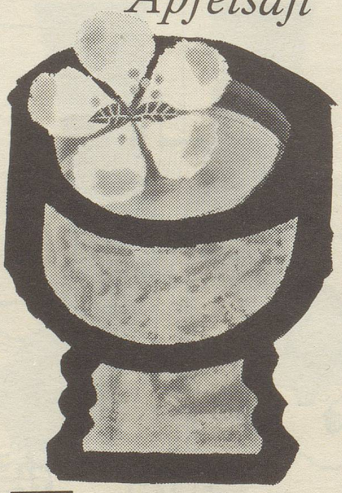
Meine Nachfolgerin bemühte sich, das Beste aus dem ihr zugestandenen Winkel zu machen. Obwohl der Platz ganz unattraktiv ist, steigt auch bei ihr die Zahl der Leser dauernd. Ich nehme an, sehr zum Aerger der hohen Herren, die mir seinerzeit sagten, im Zeitalter des Fernsehens greife niemand mehr zu einem Buch. Wahrscheinlich meinen sie mit «niemand» sich selbst.

Im Neubau jedenfalls soll es nun keinen Platz mehr für so etwas Unnötiges wie Bücher haben. Andere Abteilungen bekommen zwar Areale von über einer Hektare, aber vielleicht müssen die Kleinvieh züchten. Es ist sicher, dass die heutigen Aerzte und ihre Mitarbeiter viele Leben retten und viele Krankheiten heilen. Ich bin dankbar dafür. Aber manchmal frage ich mich ganz, ganz leise, ob dieses gerettete Leben nicht auch einen Inhalt haben sollte ... Ich frage ja nur.

Zum Glück kann man mich nicht nochmals hinauswerfen!

Lotti

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb

bsunders guet

Man kann es auch so sehen

... Denn das ist das Schreckliche. Wir, die wir stark lieben, vergotten. Wir machen die Kuhmagd zur Venus, das Gänschen zum Adler. Was lieben wir denn? Unsere Sehnsüchte.

Und wenn wir dann, am Ende, so eine einstgeliebte Göttin plötzlich wiedersehen, in einem Hotel, mit einem dicken Mann an der Seite, der Börsennotizen liest, dann fragen wir uns voller Schauder: «War sie wirklich damals schon so?» Und wenn sie dann auf uns zustürzt, strahlt und versichert, dass sie sich gar nicht verändert habe, dann sagen wir uns im stillen: «*Du* vielleicht nicht, mein Engel ...» Und wir stellen fest: sie hat sich wirklich nicht verändert; sie war auch damals genau so – aber was, um Gottes willen, hast du denn damals eigentlich gesehen? Und wir sagen uns, dass wir damals augenleidend oder gemütsleidend gewesen sein müssen.

Wenn man an die vierzig herankommt, dann erkennt man endlich, dass Liebe immer eine Augen- oder eine Gemütskrankheit ist.

L'amor non è polenta.

Lassen Sie mich weiter bekennen. Ich bin kein Einsiedlerkrebs geworden. Aber ich wurde wählerischer. Mir scheint, dass wir Europäer neben anderen Eseleien die allergrösste machen in unserer Stellung zur Frau. Wir verlangen Unmögliches von ihr. Sie soll in ihrem Denken Mann sein, in ihrem Fühlen Frau. Dieses Verlangen der Männer des Westens ist unsinnig. Die Folge dieses Verlangens ist die unsinnigste aller Bewegungen: die Frauenbewegung. Die Frauen, denen männliches Denken angequält ist, quälen sich nun selbst eine männliche Freiheit an; und so verderben sie sich als Frau und werden keine Männer. Man sagt, dass die Bewegung im Abflauen begriffen ist. Hoffentlich. Aber ich und meine Zeitgenossen, die wir wirkliche Frauen ersehnten und trotzdem glaubten, grosszügig sein zu müssen, haben uns mit den Produkten solcher Emanzipationsbestrebungen herumschlagen dürfen. Wir haben die Beatrice gesucht und fanden die Hysterische. Es geschah uns recht, soweit es Recht und Unrecht gibt. Wir hätten befehlen sollen, aber wir waren zu «grosszügig» dazu. Wir wurden traurig und einsam. Wir redeten von «guten Kameraden» und «freier Frau», und waren doch Männer genug, um im Innersten das liebe, entzückende Weibchen zu ersehnen, das sich putzt, hübsch ist, heiter, launisch, das uns die Sorgen vertreibt und uns froh macht, wenn wir müde und abgearbeitet nach Hause kommen. Wir suchten die Ruhe nach dem Kampf; und mussten noch kämpfen, wenn wir ruhen wollten. Es mag Ausnahmen geben, aber die kennt kein Mensch. Es wird von ihnen erzählt, wie man hier von Geistern erzählt. Die andern haben sie immer nur gesehen. Ich habe die Sache satt und erkläre offen: der Türke, der seine Frau in den Harem sperrt, ist tausendmal klüger als der Europäer mit seiner «guten Kameradin».

(Quellenangabe: Werner von der Schulenburg. «Briefe vom Roccolo»)

ticino

Ticino und Vino – das passt zuenand,
auch Bella und Stella und suscht allerhand –
Tessin, du häsch Charme!
– Ich fahr mit mym Schwarm
Zu dir, du mis Sunne- und Wunschträumliland!

Anne-Marie Pauli, Winterthur

ETT
6500 Bellinzona 1